

V. Semiotische Aspekte der Phraseme/Semiotic aspects of set phrases

15. Semiotik und Phraseologie

1. 'Semiotik' und 'Phraseologie'
2. Semiotik und semiotische Dimensionen der Phraseologie
3. Literatur (in Auswahl)

1. 'Semiotik' und 'Phraseologie'

Geht man in einer ersten Annäherung davon aus, dass die Semiotik der Phraseologie die Zeichenhaftigkeit phraseologischer Objekte zu ihrem Gegenstand hat, so ist dabei zu beachten, dass in bestimmter Hinsicht für die Semiotik dasselbe gilt wie für die Phraseologie: Es wird nämlich mitunter der Begriff der 'Semiotik' ebenso wie derjenige der 'Phraseologie' nicht nur zur Bezeichnung einer spezifischen wissenschaftlichen (in diesem Fall: zeichentheoretischen) Herangehensweise an ein bestimmtes Objekt verwendet, sondern ebenso zur Bezeichnung der Gesamtheit des in Frage stehenden Objektbereichs. Insofern gilt es eingangs zu betonen, dass im hier vorliegenden Kontext 'Semiotik' in erster Linie als eine spezifische Wissenschaftsdisziplin verstanden wird, die es einleitend zu beschreiben gilt. 'Phraseologie' hingegen wird terminologisch und konzeptuell der Phraseologieforschung gegenübergestellt und als ein spezifischer Gegenstandsbereich verstanden, welcher der Erforschung durch verschiedene Wissenschaftsdisziplinen offen steht.

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillierte Diskussion des phraseologischen Objektbereichs zu führen. Eine zumindest tentative Definition lässt sich allerdings festhalten, wenn man allgemein davon ausgeht, dass die Phraseologieforschung die festen Wortverbindungen einer Sprache zu ihrem Gegenstand hat. Diese heutzutage geteilte Auffassung ist etwas weiter gefasst als der noch von Burger (1982, 1) konstatierte Konsens im Hinblick auf Eingrenzung und Charakterisierung der Phraseologie. Demnach könnte eine Verbindung von zwei oder mehr Wörtern nämlich nur dann als phraseologisch angesehen werden, wenn (a) die Wörter eine durch die syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit

bilden, und wenn (b) diese Wortverbindung in der betreffenden Sprachgemeinschaft gebräuchlich ist. Hierbei gilt, dass das Verhältnis von (a) und (b) einseitig ist, insofern nicht jede gebräuchliche Wortverbindung phraseologischer Natur ist.

Insofern sich also die im oben definierten Sinne verstandene Phraseologieforschung nicht als spezifische Wissenschaftsdisziplin oder etwa durch eine spezifische Methodologie definiert, sondern vielmehr durch ihren Gegenstandsbereich, kann eine Semiotik der Phraseologie zur Beschreibung des Objektbereichs sowie der ihn darstellenden Konstituenten (der phraseologischen Einheiten) beitragen.

Dennoch aber gibt es außer der sich im Besonderen als "Theorie fester Wortverbindungen im Russischen" verstehenden Arbeit *Semiotik und Phraseologie* von Sialm (1987) kaum umfassende Darstellungen zu einer semiotischen Fundierung der Phraseologie. Gemäß Sialms (1987, 46) Auffassung sind Phraseologismen "Zeichenkomplexe, denen man die Merkmale 'fest', 'reproduzierbar', und 'idiomatisch' zuschreiben kann". Sialm (1987, 44–45) zufolge sei die Tatsache, dass eine phraseologische Verbindung "qualitativ und quantitativ keine von anderen sprachlichen Lautketten verschiedenen Merkmale" aufweise, Ursache dafür, dass die Phraseologieforschung versucht sei, das phraseologische Problem als rein semantisches Problem zu behandeln; hierbei bleibe in den meisten Fällen allerdings der quantitative Aspekt der Analyse von sprachlichen Ausdrücken unberücksichtigt. Da jedoch jede Kombination von sprachlichen Einheiten innerhalb eines bestimmten Erwartungssystems dekodiert werde, seien deshalb Wahrscheinlichkeit und Dekodierung auch in Bezug auf phraseologische Ausdrücke in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen. Und eben das sei auf semiotischer Grundlage möglich.

Es wird unten auf den hier angesprochenen Aspekt der Quantifizierung noch einzugehen sein. Zuvor aber scheint es sinnvoll, diesen in einem breiteren semiotischen Zusammenhang

zu skizzieren, vor dessen Hintergrund sich die phraseologischen Aspekte einordnen lassen.

2. Semiotik und semiotische Dimensionen der Phraseologie

Gegenstand der Semiotik im allgemeinsten Sinne sind Zeichen bzw. Zeichensysteme, die Prozesse ihrer Generierung, sowie ihre Verwendung im Informationsaustausch. Insofern Semiotik als wissenschaftliche Disziplin einerseits eine Wissenschaft unter anderen ist, andererseits aber auch als 'Instrument' für (alle) andere(n) Wissenschaften – die ja ihre jeweiligen Inhalte ebenfalls zeichenhaft erlangen bzw. vermitteln – angesehen werden kann, ist der Semiotik mitunter ein Sonderstatus eingeräumt worden, sei es im Sinne einer Grundlagen-, Integrations- oder gar Meta-Wissenschaft (vgl. Morris 1938). Dabei ist es seit Morris üblich, Prozesse der Zeichengenerierung auf der Grundlage von drei ins Spiel kommenden Korrelaten zu differenzieren und aus heuristischen Zwecken als zweistellige Relationen zu untersuchen:

- die Beziehungen zwischen einem Zeichen (-träger) und dem, was designiert oder denotiert wird (im weitesten Sinne also dem, worauf es referiert), wird als *semantische Dimension* bezeichnet; entsprechend heißt die Untersuchung dieser Dimension "Semantik" ('Semantik' sollte also nicht mit der 'Bedeutung' eines Zeichens, sondern vielmehr mit dessen Erforschung gleichgesetzt werden);
- die Beziehung zwischen Zeichen(träger) und Interpret(en) wird als *pragmatische Dimension* des Zeichenprozesses bezeichnet; die Untersuchung dieser Dimension entsprechend als "Pragmatik";
- die formalen und semiotisch relevanten Relationen der Zeichen zueinander beinhaltet die *syntaktische Dimension* des Zeichenprozesses, deren Untersuchung als "Syntaktik" bezeichnet wird.

Semantik, Pragmatik, und Syntaktik sind demnach als Teildisziplinen der Semiotik als der allgemeinen Wissenschaft von den Zeichen zu verstehen; eine Zeichenanalyse ist insofern nur dann als vollständig anzusehen, wenn alle drei semiotischen Dimensionen im oben definierten Sinne berücksichtigt werden.

Ungeachtet der wechselseitigen Abhängigkeit der drei semiotischen Dimensionen von-

einander ist in der konkreten Praxis der Zeichenanalyse – sei es aus heuristischen, wissenschaftshistorischen, wissenschaftsmodischen oder sonstigen Gründen – in der Regel eine der drei Relationen fokussiert, mitunter verabsolutiert worden. Dies gilt auch für den Bereich der Phraseologie, wo Semantik, Pragmatik, und Syntaktik immer wieder als drei verschiedene Basen der Klassifikationsbildung herangezogen wurden. Wissenschaftshistorisch lässt sich dabei in der Phraseologieforschung eine Abfolge in der Akzentuierung jeweils einer der semiotischen Dimensionen feststellen, insofern die früheren Untersuchungen überwiegend semantisch ausgerichtet waren, die erst später von pragmatisch, und in jüngerer Zeit zunehmend auch von syntaktisch ausgerichteten Forschungen gefolgt wurden.

2.1. Semantik

Wenn einerseits die Semantik die Lehre von der (Herstellung von) Bedeutung in Zeichenprozessen ist, und wenn andererseits ein Phrasem als ein (komplexes) Zeichen anzusehen ist, hängt die Bedeutungsbeschreibung eines Phrasems in erster Linie von der Art der Bedeutungsbeschreibung von Zeichen (d.h. von der jeweiligen Meta-Sprache) ab. In den meisten, zumal sprachwissenschaftlich basierten Ansätzen, die sich auf die Tradition von Ferdinand de Saussure berufen, wird ein Zeichen (wie etwa auch ein Wort) als eine zweistellige Relation zwischen einer Ausdrucks- und einer Inhaltsseite gesehen (die in den verschiedenen Zeichenkonzeptionen entweder psychisch, materiell oder ideell interpretiert werden kann). Diesem Modell nach stellt die denotative Ebene die Ausgangsbasis eines Zeichenprozesses dar, von der aus Komplikationen in zwei Richtungen möglich sind: einerseits in Richtung eines metasprachlichen, andererseits in Richtung eines konnotativen Zeichenprozesses. Im ersten Fall werden Ausdruck und Inhalt eines denotativ verstandenen Zeichens zusammengefasst und zum Inhalt eines Zeichens auf metasprachlicher Ebene gemacht; im zweiten Fall dienen Ausdruck und Inhalt des denotativ verstandenen Zeichens als Ausdruck einer zusätzlichen, konnotativen Bedeutung. Kompliziert wird dieses Gefüge dadurch, dass sich auch die Bedeutung eines konnotativen Zeichens bzw. Zeichensystems nur meta-sprachlich beschreiben lässt (vgl. Abb. 15.1.).

Metasprachliches Zeichen		
Ausdruck	Inhalt	
	Ausdruck	Inhalt
	Zeichen	
	Ausdruck	Inhalt
	Konnotatives Zeichen	

Abb. 15.1.: Zeichenstruktur: Denotation, Konnotation, Metasprache

Auch wenn R. Barthes, der wesentlich zur Verbreitung dieses Modells beigetragen hat, in seinen späteren Arbeiten (wie 1970 in *S/Z*) die Denotation nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Bedeutungsgenerierung gesetzt und eine Denotation als "letzte der Konnotationen" bezeichnet hatte, muss aus der Sicht einer prozessorientierten Semiotik ein solches Schema ebenso wie aus post-strukturalistischer Perspektive mehrfachen Widerspruch hervorrufen: weil es mit (nur) zwei, nicht mit multiplen Signifikationsniveaus operiert, weil es suggeriert, eine stringente Differenzierung von denotativer und konnotativer Ebene vornehmen zu können, weil es auf diesen Ebenen der Signifikation (Denotation und Konnotation) mit scheinbar festen Zuordnungen zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebene operiert, oder weil es den Eindruck einer sukzessiv auf der Denotation aufbauenden Generierung der konnotativen Bedeutung erweckt.

Die Notwendigkeit der metasprachlichen Bezugnahme von Zeichen auf Zeichen gilt freilich auch für dreistellige Zeichenkonzeptionen in der Tradition von Charles Sanders Peirce. Vereinfachend gesagt, stellt sich dieser Konzeption nach ein Zeichenprozess als ein Zusammenspiel von einem Zeichenträger (Representamen), einem Objekt und einem interpretierenden Bewusstsein (Interpretant) dar, wobei beim Objekt zu unterscheiden ist zwischen dem 'unmittelbaren Objekt', wie es im Zeichen repräsentiert ist, und dem 'dynamischen Objekt', welches durch das Zeichen nur indiziert ist, und welches nur durch kollaterale Erfahrung herausgefunden werden kann. Zeichenprozesse werden hier also stets als dynamisch angesehen, insofern Zeichen immer auf andere Zeichen verweisen und so der Prozess der Bedeutungsgenerierung im Prinzip einen infiniten Regress darstellt.

In dieser Annahme treffen sich die Peirce'schen Überlegungen mit den gegenwärtigen, praktisch ein Jahrhundert später in Diskussion befindlichen (post-)modernen Ansichten des

Dekonstruktivismus: Aufgehoben wird nicht nur die Annahme einer festen Beziehung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem; es wird auch die Gegenüberstellung denotativer und konnotativer Bedeutungsstrukturen und die Möglichkeit ihrer strikten Trennung hinfällig – statt dessen ergibt sich ein vielschichtiges, (im Prinzip) unendliches Bedeutungsgefüge ohne konkret fixierbare Bedeutung. Dies wiederum resultiert auch in der Schwierigkeit bzw. Unmöglichkeit, dieses Bedeutungsgefüge zu beschreiben. Im Gegensatz allerdings zum "modernen" Dekonstruktivismus, der diesen infiniten Regress im Prinzip und als Prinzip verabsolutiert, sieht Peirce in pragmatischer bzw. pragmatizistischer Realitätsverbundenheit die *Kommunikationsmöglichkeit* gewährleistet, und zwar dadurch, dass am Ende der prinzipiell unendlichen Kette von Interpretanten ein finaler logischer Interpretant steht, der den Prozess der *potentiell* unendlichen Semiose nicht beendet, wohl aber unterbricht. Es ist nach Peirce (CP 8.184) das, was letztendlich als die wahre Interpretation bestimmt *würde*, wenn die Betrachtung der Angelegenheit so weit vorangetrieben *würde*, daß eine endgültige Meinung erreicht *würde*. Es handelt sich in letzter Konsequenz um einen auf der Gewohnheit basierenden interpretativen Konsens, der im Prinzip jedoch nur ein Ideal darstellt und nur in Annäherung (quasi asymptotisch) erreicht werden kann.

Einer Phraseologieforschung, die sich um die semantische Klassifikation ihrer Einheiten bemüht, müssen diese theoretischen Erörterungen ebenso fremd sein, wie es die Annahme "invarianter Bedeutungen" für moderne, dekonstruktivistische Positionen ist. Die Peirce'sche Semiotik könnte in diesem Wechselspiel vermutlich eine theoretische Basis bereitstellen, die – in Analogie zur kulturell "etablierten" Beschreibung lexikalischer Bedeutungen – zwischen der Annahme des prinzipiell "infiniten Regresses" und dem innerhalb einer Kultur qua usus habitualisierten Bedeutungskonsens eine vermittelnde Funktion ausüben könnte.

Das würde die mit dem Schema der zwischen Denotation und Konnotation unterscheidenden Bedeutungskonzeption von ihren strukturalistischen Restriktionen ebenso wie von ihren Sukzessivität implizierenden Dimensionen befreien, ohne die Möglichkeit zu verschenken, die in einer Kultur usualisierten Bedeutungen (bei all ihrer Unbestimmtheit,

Potentialität und Tentativität) zu beschreiben. Es gälte dann Abschied zu nehmen von der Idee eines ersten und zweiten Signifikationsniveaus; anders gesagt: die Beschreibung kulturell konsensualisierter Sprichwortbedeutungen würde nicht länger als "die" Bedeutung auf "dem" zweiten Signifikationsniveau anzusehen sein, sondern es wäre "eine" von vielen möglichen Bedeutungen im Zuge einer (unendlich) langen Kette von Bedeutungen – allerdings wäre es nicht irgendeine beliebige Bedeutung, sondern eine solche, die innerhalb einer Kultur bei aller Potentialität konsensfähig ist.

Wenn die Bedeutung eines Zeichens somit nicht eine Eigenschaft des Zeichens selbst ist, sondern das Ergebnis eines (produktions- oder rezeptionsseitigen) Zeichengenerierungsprozesses, dann hängt damit die Beschreibung von Bedeutung wesentlich von der zu seiner Beschreibung gewählten Metasprache ab. Während sich also für (implizit oder explizit) der Saussure'schen Tradition folgende Zeichenkonzeptionen das praktisch unlösbare Problem einer exakten Bestimmung von denotativer und konnotativer Bedeutungsebene und der Abgrenzung zwischen direkter und indirekter bzw. übertragener (metaphorischer usw.) Rede stellt – zumal die Frage der tatsächlichen Aktualisierung der denotativen Bedeutungsebene bei konnotativen Zeichenprozessen ins Spiel kommt –, erweist sich für Zeichenkonzeptionen entlang der Peirce'schen Linie die Schwierigkeit einer operationalen Bedeutungsbeschreibung darin, dass die Bedeutungsgenerierung ein im Prinzip infinites Prozess ist.

In der Phraseologieforschung sind praktisch ausschließlich zweistellige Zeichenkonzeptionen diskutiert worden. Dabei ist die Frage spezifisch phraseologischer Bedeutungen insbesondere unter dem Stichwort der sprachlichen 'Motiviertheit' von Phrasemen diskutiert worden, wobei es um den inneren Aufbau von Phrasemen geht. Die Frage dabei ist, inwieweit die Gesamtbedeutung eines Phrasems aus den Komponentenbedeutungen hervorgeht, d.h. ableitbar bzw. verstehbar ist. Auch wenn die Frage nach der Motiviertheit eine Jahrhunderte alte sprachphilosophische Tradition aufweist, geht die moderne Auffassung von Motiviertheit wesentlich auf die Konzeption de Saussures zurück, für den die Zeichen eines sprachlichen Systems primär arbiträr und damit nicht-motiviert sind. Nicht-Motiviertheit bedeutet für ihn dabei, dass die

Inhaltsseite eines Zeichens in arbiträrem Verhältnis zu seiner Ausdrucksseite steht. Vor dem Hintergrund der strikten Trennung von nicht-motivierten und motivierten Zeichen (wie z.B. Onomatopoetika) akzeptiert er dabei allerdings durchaus auch "relativ motivierte" Zeichen. Bei diesen handelt es sich im Grunde genommen um morphologisch abgeleitete sprachliche Zeichen: Während 'drei' und 'zehn' nach Saussure also unmotiviert sind, wäre 'dreizehn' für ihn relativ motiviert; ebenso wären demnach 'Tischler', 'Dichter', 'Schlosser' u.a. relativ motiviert, im Gegensatz z.B. zu 'Käfer' oder 'Trichter'. Saussure interpretiert Beispiele wie diese im Rahmen seiner Unterscheidung von syntagmatischer Verbundenheit und assoziativer Beziehung; insofern ist auch die Auffassung, dass Motiviertheit um so vollständiger sei, je leichter eine Zerlegung der Einheiten und je deutlicher folglich der Sinn der Untereinheiten sei, nicht unbedingt im Einklang mit dem originalen Gedankengut Saussures. Auch kann man nicht sagen, dass eine Wortbildung dann als motiviert anzusehen ist, wenn sich ihre Gesamtbedeutung aus der Summe der Bedeutungen ihrer einzelnen Elemente ableiten lässt, z.B. 'Zeitungsleser', 'Theateraufführung', 'Tischlampe'. Noch weniger aber kann man von der Motiviertheit eines Zeichens durch sein Objekt sprechen – denn genau mit diesem Gedanken wollte Saussure in seiner Semiotik endgültig brechen und an die Stelle der Motivation konsequent die Arbitrarität der Zeichen setzen.

Schon vor ihm hatte die moderne Zeichentheorie mit Peirce nach der Bedeutung eines Zeichens aus der Sicht des Zeichenbenutzers (Interpreten) gefragt und damit die Ursachen der Kausalrelation bzw. der Motiviertheit fokussiert. Der Gegenstand erscheint als Resultat einer Analyse des Zeichenprozesses nicht jenseits seiner vielfältigen Verwendungsweisen in unterschiedlichen Bezeichnungsprozessen, sondern nur in Abhängigkeit von diesen. Damit war Peirce im Grunde genommen bereits über strukturalistische Zeichentheorien hinausgegangen, insofern er Bedeutung nicht nur als Wechselspiel von Differenzen auf der Ebene des Zeichensystems zu erklären suchte, sondern auch und gerade den Zeicheninterpreten als konstitutives Element der Bedeutungsgenerierung in Betracht zog.

Eine (nicht nur für die Phraseologie) sinnvolle begriffliche Differenzierung ist dabei die Gegenüberstellung der Termini 'Moti-

viertheit' vs. 'Motivierbarkeit', da diese terminologische Differenzierung die Frage von der Ebene der Zeichen auf die (metasprachliche) Ebene der Zeichenanalyse und damit der metasprachlichen Kompetenz des Interpreten verlagert. Dennoch geht die vor allem auf die russische Phraseologieforschung in der Tradition von V.V. Vinogradov zurückgehende Motiviertheitsdiskussion nach dem heutigen Stand der Dinge weiterhin davon aus, dass sich die Motiviertheit eines Phrasems durch Bezugnahme auf die das Phrasem konstituierenden Komponenten beschreiben lässt. Demnach können Phraseme (a) unmotiviert, (b) teil-motiviert, (c) motiviert sein, wobei die motivierten ihrerseits entweder (c₁) als direkt oder (c₂) als metaphorisch motiviert angesehen werden. In dieser Sichtweise lautet die entscheidende Frage, inwiefern die Gesamtbedeutung eines Phrasems als eines komplexen Zeichens auf die (Teil)-Bedeutung(en) der dieses Zeichen konstituierenden Komponenten zurückgeführt werden kann, die innerhalb des betreffenden Sprachsystems auch als einzelne Zeichen funktionieren können oder nicht. Dasselbe gilt deshalb auch für den Begriff der Idiomatizität, wenn dieser verstanden wird als semantische Transformation der ein Phrasem konstituierenden Komponenten.

Historisch sind die hier ins Spiel kommenden Überlegungen mit dem auf Gottlob Frege (1848–1925) zurückgehenden und auch später von Logikern wie Donald Davidson behandelten Kompositionalitätsprinzip verbunden. Hiermit gemeint ist ein im Rahmen der Frege'schen Logik und Sprachtheorie entwickelter Grundsatz, demzufolge sich die Gesamtbedeutung eines Satzes in funktionaler Abhängigkeit von den Bedeutungen seiner wohlgeformten Teile beschreiben lässt. In seiner Schrift *Über Sinn und Bedeutung* war Frege (1892) davon ausgegangen, dass (innerhalb eines Satzes) die Ersetzung eines Wortes durch ein anderes Wort mit derselben Bedeutung keinen Einfluss auf die Bedeutung des Satzes haben kann. Demnach ist die Bedeutung eines Satzes also invariant gegenüber der Substitution bedeutungsgleicher Ausdrücke, d.h. die Bedeutung eines zusammengesetzten Ausdruckes ist eine Funktion der Bedeutung seiner Teile. Anders gesagt gilt für die semantische Eigenschaft eines Syntagmas, dass sich die Bedeutung des gesamten Ausdrucks systematisch aus der Bedeutung der Komponenten ergibt. So ist ein *reicher Passagier* ein Passagier, der reich ist, ein *blin-*

der Passagier aber ist nicht (unbedingt) ein Passagier, der blind ist, sondern in der Regel eher ein Passagier ohne Fahrkarte; d.h. der Ausdruck *blinder Passagier* ist nicht kompositionell. Da im gegebenen Fall das Nomen *Passagier* allerdings seine Bedeutung behält, spricht man hier auch von einem semi-kompositionellen Ausdruck. Ein Ausdruck wie *rotes Tuch* in nicht-wörtlicher Bedeutung hingegen wäre nicht-kompositionell, da in diesem Fall üblicherweise weder ein Tuch, noch ein roter Gegenstand gemeint ist.

Die Konzeption des Kompositionalitätsprinzips ist allerdings (nicht nur für die Phraseologieforschung) nicht unproblematisch: Abgesehen davon, dass jedes beliebige Zeichen auf verschiedene Art und Weise prinzipiell übertragen gebraucht werden kann, widerspricht die Annahme einer endosemischen (sich aus der Summe der Einzelbedeutungen ergebenden) und einer exosemischen Variante der Motiviertheit von Phrasemen jeglichem systemtheoretisch reflektierten Ansatz. Die Annahme, dass ein Ganzes mehr ist als die Summe seiner Teile, ist letztendlich seit mehr als 2500 Jahren (Laotse) bekannt, ein Gemeinplatz der griechischen Philosophie (Aristoteles) und nicht erst durch das gestaltpsychologisch motivierte Ehrenfels-Prinzip der Übersummativität bekannt. Demnach kommen auf jeder Integrationsebene eines Systems neue Eigenschaften hinzu, die in den Teilen nicht angelegt sind, wobei gleichzeitig mit jeder Systemebene Eigenschaften fortfallen, die in den Teilen enthalten sind. Das freilich betrifft nicht nur Phraseme, sondern das Zeichensystem der Sprache schlechthin

Semiotisch gesehen lässt sich ein Phrasem demnach als *Superzeichen* ansehen. Mit diesem Begriff, der sich wesentlich der Informationstheorie und Kybernetik der 50er und 60er Jahre verdankt, und vor allem über die Vermittlung von Bense/Walter (1973) Eingang in die Semiotik gefunden hat, ist Folgendes gemeint: "Ein Superzeichen ist eine normierte Zusammensetzung aus mehreren Zeichen, die als Einheit [...] zum Zeichenvorrat der Kommunikationspartner gehört" (Moles 1977, 70). Der Bezug zum gestalttheoretischen Konzept der Übersummativität ergibt sich dadurch, dass Superzeichen solche Zeichen sind, die entstehen, wenn eine Menge von (mindestens zwei) einzelnen Zeichen sich zu einer "Gestalt", einer "Struktur" oder einer "Konfiguration", also zu einer neuen Einheit,

zusammenschließt. Durch Superisation entstehende Superzeichen stellen in diesem Sinne Zeichen höherer Ordnung dar.

Somit lassen sich Superzeichen auch als Informationseinheiten verstehen, welche inhaltlich und formal als Ganzes begriffen werden, obwohl sie aus Teilen bestehen. Jedes Superzeichen hat einen eigenen Informationsgehalt, der von der spezifischen Vorkommenswahrscheinlichkeit der es konstituierenden Elemente (der es bildenden Subzeichen) abhängt. Natürlich ist ein Repertoire an Superzeichen umfangreicher als das ihm zugrunde liegende Zeichenrepertoire. Deshalb ist die Vorkommenswahrscheinlichkeit eines Superzeichens geringer als diejenige der es konstituierenden Zeichen (die in diesem Fall als Subzeichen fungieren) – insofern enthält es also mehr Information. Wird ein Superzeichen also nicht als solches, sondern statt dessen jedes seiner Elemente für sich dekodiert, bedingt das einen höheren Dekodierungsaufwand; der ein Superzeichen somit charakterisierende Überschuss lässt sich als seine spezifische Redundanz verstehen.

Im Falle stochastischer Unabhängigkeit der Subzeichen (d.h., wenn das Superzeichen eine Kombination aus voneinander unabhängigen Subzeichen darstellt), ist die Vorkommenswahrscheinlichkeit gleich dem Produkt der nicht bedingten Wahrscheinlichkeiten der Subzeichen, seine Information also ist die Summe der Informationen der Teilzeichen.

Vor diesem Hintergrund muss die grundsätzliche Frage nach der Relevanz des Motiviertheitskonzepts als Erschließbarkeit aus den konstituierenden Elementen zumindest für synchrone Betrachtungen in Frage gestellt werden. Damit einher geht dann auch die Frage nach der De-Komponentialisierung in der Aktualgenese, d.h. die Frage, ob die Teil-Bedeutungen im Akt der Bedeutungsgenerierung überhaupt realisiert werden. Hierbei aber verschiebt sich der Akzent eindeutig in Richtung Empirie. Während im anglo-amerikanischen Bereich deshalb die sog. idiom-Forschung konsequenterweise stark im Bereich der Psycholinguistik angesiedelt ist, werden in der europäischen Forschung entsprechende Fragestellungen eher im Rahmen pragmatischer Fragestellungen behandelt.

2.2. Syntaktik

Die Dimension der Syntaktik hat die Beziehung von Zeichen zueinander zu ihrem Gegenstand. Syntaktik im semiotischen Sinne ist

dabei nicht einfach dem sprachlich-grammatischen Bereich der Syntax gleichzusetzen; vielmehr stellt sich dieser linguistische Aspekt als ein Spezialfall der syntaktischen Dimension im semiotischen Sinne dar. Ausgehend von der Annahme, dass jedes Zeichen wenn nicht aktuell, so doch potentiell in Beziehung zu anderen Zeichen steht, geht es im weiteren semiotischen Verständnis von Syntaktik um "die formale Relation der Zeichen zueinander" (Morris 1938, 24), konkret also um die Kombination von Zeichen und ihre konkrete Relation zu anderen sprachlichen (u.a. auch phraseologischen) und nicht-sprachlichen Zeichen geht. In den enger definierten Bereich der Syntax im linguistisch-grammatischen Sinne hingegen fallen spezielle Fragen wie etwa die nach den syntaktischen Formen von Phrasemen, nach deren syntaktischen Funktionen innerhalb von Sätzen und deren Integration in größere Syntagmen bis zur Ebene ganzer Texte. Es zeichnet sich so im Rahmen einer in weitem semiotischen Sinne verstandenen (natürlich von Semantik und Pragmatik nicht zu trennenden) phraseologischen Syntaktik ein breites Spektrum möglicher Fragestellungen ab, das hier nur exemplarisch veranschaulicht werden kann.

2.2.1. Die grammatisch-syntaktische Analyse der Form und Funktion von Phrasemen zielt auf die (notwendigerweise sprachspezifische) Unterscheidung und Klassifikation verschiedener syntaktischer Phrasemtypen. Mit einer Untersuchung der syntaktischen Strukturen von Phrasemen erhält man somit eine qualitative Typologie von Phrasemen, die ihrerseits als Grundlage für Untersuchungen zur relativen Frequenz der verschiedenen syntaktischen Typen dienen kann. Mit einer solchen qualitativen Typologie wurde mitunter die Hoffnung verbunden, Phraseme automatisch zu identifizieren (vgl. Rothkegel 1973); da sich hierbei allerdings die semantischen Differenzen solcher Phraseostrukturen in der Regel nur unzureichend berücksichtigen lassen, stellt die äußere Struktur eines Phrasems keinen zuverlässigen Hinweis auf die inneren Eigenschaften einer Wortverbindung dar und erlaubt keinen Rückschluss auf deren Phraseologizität (Häusermann 1977, 33).

Natürlich hängt eine solche Kategorisierung nicht allein von der jeweils untersuchten Sprache, sondern nicht zuletzt auch von der jeweiligen Grammatiktheorie und damit von der Metasprache ab – dennoch wäre im Hin-

blick auf die mögliche Satzgliedrolle von Phrasemen in erster Linie wohl zwischen (1) substantivischen, (2) adjektivischen, (3) adverbialen, sowie (4) verbalen Phrasemen zu unterscheiden, was die Existenz weiterer Typen wie z.B. präpositionaler (wie *an Hand* im Sinne von 'mit Hilfe') oder pronominaler (wie *dieser und jener* im Sinne von 'einige') Phraseme mitnichten ausschließt. Allein die genannten vier Haupttypen können unterschiedlichste Formen aufweisen: So weisen substantivische Phraseme wie *hohes Tier* oder *siamesische Zwillinge* die Form adjektives Attribut + Substantiv auf, *Forelle blau* hingegen die Form Substantiv + adjektives Attribut; das *Ei des Kolumbus* hat die Form Substantiv + substantivisches Attribut im Genitiv, *des Pudels Kern* ist durch ein attributives Substantiv im Genitiv + Substantiv repräsentiert, und während *eine Fahrt ins Blaue* die Form Substantiv + präpositionales Attribut hat, wird *die Stunde Null* durch die Form Substantiv + Substantiv repräsentiert.

Im diesem Zusammenhang wären in weiterer Folge funktional zu differenzieren:

- Phraseme unterhalb der Ebene des Satzgliedes (z.B. konjunktionale, adjektivische, präpositionale; vgl.: *fix und fertig*);
- satzgliedwertige Phraseme (z.B. in der Funktion von Adverb, Subjekt/Objekt, Prädikat ohne Objekt; vgl.: *Hinz und Kunz*);
- Phraseme in der Rolle von zwei oder mehr Satzgliedern, die jedoch keinen vollständigen Satz darstellen (z.B. in der Rolle von Prädikat + Objekt, Prädikat + Adverb; vgl.: *jdn. übers Ohr hauen*);
- Phraseme in der Rolle eines Satzes; z.B. feste Phrasen mit indexikalischem Verweis auf den situativen Kontext (*Da liegt der Hund begraben*) oder Sprichwörter (*Morgenstund hat Gold im Mund*).

Mitunter ist in der Phraseologieforschung versucht worden, durch Bezugnahme auf syntaktische Kriterien eine spezifische Gruppe von Phrasemen von den übrigen phraseologischen Typen auszugliedern, nämlich die sog. satzwertigen Phraseme. Je nach phraseologischer Konzeption werden diese – einer engeren oder weiteren Auffassung von Phraseologie folgend – unterschiedlich berücksichtigt. Konkret handelt es sich zum einen um syntaktisch satzwertige Phraseme, die durch explizite Indices wie etwa Anaphora auf den Kontext verweisen ("Da liegt der Hund begraben"), zum anderen um in sich geschlos-

sene Mikrotex-te, angefangen von Routineformeln, über Gemeinplätze bis hin zu Sprichwörtern u.a.m. Während die Frage einer funktionalen Differenzierung in der hier gestellten Art und Weise eher auf eine typologische Differenzierung ausgerichtet ist, lässt sich auch die Frage nach den (mehr oder weniger fließenden) Übergängen stellen, die weiter unten abzuhandeln sein wird.

2.2.2. Ein wichtiger über die linguistisch-grammatische Analyse hinausgehender Aspekt der syntaktischen Dimension der Phraseologie ist die Frage nach dem Kontext, in den Phraseme eingebettet sind. Auch hier gilt es, verschiedene Optionen zu unterscheiden, zu nennen sind vor allem:

- a) Die Untersuchung von Phrasemen und ihren Formen, Funktionen, und möglichen Variationen in Abhängigkeit vom jeweiligen sprachlichen Kontext. Die Eingliederung von Phrasemen in einen konkreten sprachlichen Kontext kann bestimmten Restriktionen unterworfen sein: Einige Phraseme bzw. Phrasemtypen erlauben keinerlei Veränderung der Form der Komponenten oder des syntaktischen Konstruktionstyps, sie schreiben eine feste Wortfolge vor und verbieten etwaige Distanzstellungen; andere Phraseme hingegen lassen eine relativ große Variabilität sowohl der kontextuellen Einbindung als auch der eigentlichen sprachlichen Gestaltung zu.
- b) Abgesehen von der auf den Sprachkontext bezogenen Untersuchung der Phraseme lässt sich auch der sprachliche Kontext selbst zum Gegenstand phraseologischer Forschung machen. Diese Fragestellung beinhaltet einen breiten Bezugsrahmen textueller Strukturen, von mikrotextuellen Einheiten bis hin zur Ebene von Texten und Diskursen. Dabei ist die Grenze zwischen sprachlichem und nicht-sprachlichem Kontext oft fließend: Denn wenn es z.B. um den Zusammenhang zwischen dem Gebrauch von Phrasemen in spezifischen Textsorten und/oder Diskursen geht, ist die Grenze zur Pragmatik bald überschritten, insofern sich Textsorten in erster Linie pragmatisch definieren, und insofern sich Diskurse als Ergebnis diskursiver Praktiken verstehen lassen.
- c) Die Untersuchung von Phrasemen im nicht-sprachlichen (situativen) Kontext

basiert auf der Annahme, dass auch der nicht-sprachliche Kontext sich zeichenhaft verstehen lässt, somit zum semiotischen Objekt werden und insofern eine Komponente komplexer phraseologischer Prozesse sein kann. Gegenstand der Untersuchung sind dann verschiedene Arten der Kombination von sprachlich festen Einheiten, die auf bestimmte Art und Weise mit gestischen Elementen verbunden werden. Insbesondere relevant sind hier die sog. Phraseogesten – wie etwa das Tippen an die (eigene) Stirn, begleitet von der Wendung "kluges Köpfchen" –, welche nonverbale stereotypische Verhaltensmuster mit sprachlich fixen Routineformeln zu einer komplexen phraseo-gestischen Einheit koppeln. Diese Phraseogesten sind nicht zu verwechseln mit sog. Kinegrammen, bei denen es sich um sprachliche Repräsentationen außersprachlicher Sachverhalte handelt (wie mit *der Faust auf den Tisch schlagen* oder mit *den Achseln zucken*). Vielmehr kommt es darauf an, dass durch die synchrone Realisierung eines sprachlichen und eines nicht-sprachlichen Verhaltensstereotyps in Form einer semiotischen Kontiguität heterogener Komponenten ein komplexes phraseo-gestisches Zeichen generiert wird.

- d) Eine weitere im Rahmen syntaktischer Fragestellungen abzuhandelnde Fragestellung der Phraseologie ist die Beziehung individueller Phraseme zueinander bzw. das sich daraus ergebende phraseologische System einer Kultur insgesamt: Insofern sich ein Phrasem als ein komplexes Zeichen (d.h. als Zeichenkomplex bzw. als ein Super-Zeichen) verstehen lässt, beinhaltet eine syntaktische Analyse im weiten semiotischen Sinne auch die syntagmatische Wechselbeziehung zwischen verschiedenen Phrasemen. Auf der Ebene einzelner Phraseme betrifft dies u.a. die (von der Semantik freilich nicht unabhängige) Frage differentieller Bedeutungsbeschreibungen; genau so stellt sich aber auch – unabhängig von der Annahme einer eigenen phraseologischen Ebene der Sprache – die Frage nach dem Phrasembestand einer gegebenen Sprache und der Interrelation der Phraseme. Den deutlichsten Ausdruck findet diese Art der Untersuchung des phrasemischen Systems einer gegebenen

Sprache bzw. Kultur in kultursemiotisch ausgerichteten Untersuchungen. Hierbei lässt sich Kultur als funktionale Korrelativität der in einem Sozium verwendeten Zeichensysteme verstehen. Das phraseologische System einer Sprache wäre demnach als mit der (gegebenen) Kultur allgemein korreliert und als ein teilweise durch generelle kulturelle Mechanismen beeinflusstes Sub-System einer Kultur zu verstehen. Konkret betroffen sind hiervon u.a. Untersuchungen zum Phrasellexikon einer Sprache im engeren, zur Kulturspezifität und Universalität von Phrasemen im weiteren Sinne. Aus dieser Sicht sind vergleichende Untersuchungen über Existenz und Funktionieren spezifischer Phraseme in kultureller und interkultureller Perspektive der syntaktischen Dimension zuzuordnen, insofern es um die Relation verschiedener phrasemischer Zeichen zueinander geht – dass aus dieser Betrachtung semantische und pragmatische Aspekte kaum mehr auszublenden und zwangsläufig Gegenstand kultursemiotisch motivierter Phraseologieforschungen sind, liegt auf der Hand und bestätigt ein weiteres Mal die oben erwähnte Interrelation der semiotischen Dimensionen.

2.2.3. Bereits im Zusammenhang mit der obigen Diskussion des Konzepts phraseologischer Superzeichen wurde die Frage evident, welche lexikalischen Einzelzeichen überhaupt als Basiszeichen zu einem phraseologischen Superzeichen kombiniert werden, und ob sich über die Frequenz der einzelnen Komponenten bzw. ihrer spezifischen Kombination Aussagen über die Phraseologizität polylexikalischer Strukturen ableiten lassen.

Diese ebenfalls dem Bereich der phraseologischen Syntaktik zuzuordnende Frage ist eine andere als die oben (15.2.2.1) angesprochene nach der Häufigkeit spezifischer syntaktischer Phrasentypen: Während letztere darauf zielt, welche syntaktische Typen von Phrasemen es (in einer gegebenen Sprache) gibt und wie häufig diese jeweils vorkommen, zielt die andere Frage auf Wahrscheinlichkeitstheoretische Aussagen. Dabei ist unabhängig davon, ob sich das Interesse auf die ein Phrasem konstituierenden Zeichen oder aber auf das phraseologische Syntagma als Ganzes richtet, in jedem Fall die qualitative Frage nach der Art der Kombination (und Kombinierbarkeit) prinzipiell von der quanti-

tativen Frage nach der Häufigkeit vorkommender Kombinationen zu unterscheiden.

In dieser Hinsicht ist nachvollziehbar, warum Sialm (1987, 53) in seiner Arbeit *Semiotik und Phraseologie* akzentuiert, dass es bei der Analyse der phraseologischen Erscheinungen in der Sprache notwendig sei, "die Einheiten oder Elemente, deren Relationen untereinander dargestellt werden sollen, genau zu definieren". Wenn Sialm (1987, 81) deshalb "die Bedeutung des Aspekts der Messbarkeit bzw. Zählbarkeit bei der Interpretation von Phraseologismen als Automatismen" betont, verankert er entsprechende Untersuchungen einerseits im Bereich der Psycholinguistik, andererseits verweist er auf die Bereiche der Sprachstatistik und quantitativen Linguistik, die mit Hilfe mathematischer Statistik sprachliche Daten analysieren und in einen (sprach-)theoretischen Rahmen einbetten. Sialms Klage, dass in der Phraseologie der quantitative Aspekt der an den untersuchten sprachlichen Erscheinungen beteiligten Einheiten zu wenig berücksichtigt werde, ist auch fast zwei Jahrzehnte, nachdem sie vorgebracht wurde, von hoher Aktualität. Sie führt weg von der rein qualitativen Betrachtung der Relation zwischen den ein Phrasem konstituierenden Komponenten hin zur quantitativen Frage nach der Frequenz der die phraseologische Einheit bildenden Komponenten, sowie der Frage der sich aus ihrer Kombination ergebenden Struktur des Phrasems. Zu Recht darauf hinweisend und beklagend, dass in der Phraseologieforschung zwar extensiv, jedoch in der Regel nur implizit auf statistische Annahmen über Vorkommnisse von Wortkomponenten und phraseologischen Wortverbindungen Bezug genommen wird (Sialm 1987, 92), bleibt auch Sialm allerdings beim theoretischen Aufzeigen der Möglichkeit stehen, wie phraseologische Erscheinungen entsprechend untersucht werden könnten (!).

Erst in jüngster Zeit hat es vor dem Hintergrund der leichteren technischen Handhabbarkeit großer Korpora und der in diesem Zusammenhang sich herausgebildeten Computerlinguistik und Korpuslinguistik verschiedene Versuche in dieser Richtung gegeben. Nicht zuletzt geht es in diesen Arbeiten um die Frage der möglichen automatischen Identifikation von Phrasemen. Im Gegensatz zu früheren Arbeiten (vgl. Rothkegel 1973) erhofft man sich eine Antwort allerdings nicht mehr von Analysen der Vorkommenshäufigkeit spezifischer syntaktischer Phrasemtypen,

sondern eher von sog. Kollokations- oder Kookurrenzanalysen, die auf der Basis statistischer Wahrscheinlichkeitsmodelle zur Identifikation fester Wortverbindungen gelangen wollen.

Oft wird hierbei eine etwas andere als in der Phraseologieforschung etablierte Terminologie gebraucht. Übliche Begriffe, die hierbei unterschieden werden, sind vor allem Bigramm, Assoziationspaar, und Kollokation:

1. Bei einem *Bigramm* handelt es sich allgemein um ein Wortpaar, bestehend aus zwei in einem Fließtext unmittelbar aufeinander folgenden Wörtern oder Wortformen;
2. ein *Assoziationspaar* ist ein Paar von zwei Wörtern bzw. Wortformen, die statistisch assoziiert, aber nicht notwendigerweise phraseologisch gebunden sind,
3. Der Begriff der *Kollokation* wird teilweise für Assoziationspaare allgemein verwendet; in spezifischer Verwendung bezeichnet er semikompositionelle Ausdrücke wie *starker Raucher* und Stützverbkonstruktionen wie *Kritik üben*.

2.3. Frequenzanalyse

Die einfachste Methode ist eine Frequenzanalyse, bei der es um die absolute Vorkommenshäufigkeit von sog. ko-okkurrierenden Wörtern oder Wortformen geht: Annahme dabei ist, dass zwei Wörter bzw. Wortformen, die häufig gemeinsam vorkommen, eine spezifische Funktion haben. Als Ergebnis dieser naiven Annahme stellen sich bei einem aus ca. 14 Mio. Wörtern bestehenden Zeitungskorpus der *New York Times* Wortverbindungen wie etwa "of the" ($n = 80\,781$), "in the" ($n = 58\,841$), "to the" ($n = 26\,430$) als häufigste Vorkommnisse heraus. Nach einer Wortartenmarkierung, die etwa Adjektive (A) und Substantive (S) herausfiltert, steigt die Trefferquote erheblich, insofern nun AN-Kombinationen wie "New York" ($n = 11\,487$), "United States" ($n = 7\,261$) oder SS-Kombinationen wie "Los Angeles" ($n = 5\,412$) auf die ersten Ränge kommen. Während diese Methode bei unmittelbar aufeinander folgenden Einheiten somit durchaus Erfolge zeigt, muss sie aufgrund der syntaktischen Variabilität von Kollokationen wie in Beispiel (1) versagen:

- (1a) Sie klopfte an seine Tür.
- (1b) Sie klopfte gegen seine Tür.
- (1c) Sie klopfen an Peter's Tür, oder
- (1d) Er klopfte an die Vorderseite der Tür.

Eine sich auf unmittelbare Nachbarn beschränkende Bigramm-Analyse würde hier versagen und könnte nicht die große Usualität von 'klopfen' etwa im Vergleich zu 'pochen', 'schlagen', 'hämmern', u.ä. nachweisen.

2.3.1. Mittlere Distanz

Insofern liegt es nahe, die mittlere Distanz \bar{D} aller einzelnen Distanzen D und deren Streuung zu berechnen. Technisch werden hierbei in der Regel sog. Sliding windows von drei bis vier Wörtern links und rechts des jeweiligen Ausgangswortes definiert; im Beispiel mit der Tür wären es also 3, 3, 5, 5 (wenn man den Ausdruck *Peter's* als aus drei Komponenten – Peter, Apostroph, Genitiv-s – bestehend definiert. \bar{D} berechnet sich nun als

$$\bar{D} = \frac{1}{N} \sum D_i$$

im obigen Beispiel (1) mit der Tür also als

$$\bar{D} = \frac{1}{4} \sum 16 = 4.00$$

Die als s bezeichnete Standardabweichung der Distanzen D berechnet sich im Beispiel der Tür als

$$s = \sqrt{\frac{\sum_{i=1}^n (D_i - \bar{D})^2}{n-1}}$$

$$= \sqrt{\frac{1}{3}((3-4)^2 + (3-4)^2 + (5-4)^2 + (5-4)^2)}$$

$$\approx 1.15$$

Der Logik nach entspricht ein niedriger Wert von s einer relativ konstanten Distanz beider Komponenten, so dass sich genau hier Kollokationen vermuten lassen. Bei kleinem s und einer mittleren Distanz von $\bar{D} \approx 1$ ergeben sich folglich Bigramme wie *New York* ($\bar{D} = 0.97$, $s = 0.43$); ein hoher Wert von s hingegen wäre als Indiz keiner spezifischen Relation zwischen beiden Komponenten zu interpretieren. Allerdings können sowohl hohe Frequenz als auch geringe Varianz Zufallsprodukte sein: Wenn nämlich beide Komponenten einer frequenten Kollokation auch unabhängig voneinander häufig vorkommende Einheiten sind, dann ist auch ihr gemeinsames Vorkommen wahrscheinlicher.

Es ist dies der Punkt, wo man nicht mehr ohne Wahrscheinlichkeitstheoretische Überlegungen, d.h. nicht ohne statistische Überprüfung von Hypothesen weiterkommt. Dabei geht es um die Annahme oder Ablehnung der sog. Nullhypothese H_0 , der zufolge beide Einheiten nicht überzufällig häufig vorkommen. Die gemeinsame Vorkommenswahrscheinlichkeit zweier Wörter w_1 und w_2 definiert sich hierbei als $P(w_1 w_2) = P(w_1)P(w_2)$.

In der Vergangenheit sind verschiedene Verfahren zur Überprüfung der Hypothese eingesetzt worden, die mitsamt verschiedene Vor- und Nachteile haben; überwiegend handelt es sich um den sog. t -Test, den χ^2 -Test, die Mutual Information, sowie die log-likelihood ratio.

2.3.2. t -Test

Ein häufig zur Identifikation von Kollokationen eingesetzter Test ist der auf dem Mittelwert und der Varianz basierende t -Test, der ein Maß für die Signifikanz einer Abweichung eines Werts vom Erwartungswert liefert. Im Falle von Assoziationspaaren in einem Korpus misst er die Signifikanz der Abweichung der tatsächlichen Häufigkeit des Wortpaars von der Häufigkeit, die zu erwarten wäre, wenn die beiden Wörter zufällig über das Korpus verteilt wären. Die H_0 lautet, dass die Stichprobe aus einer Gesamtheit mit dem Mittelwert μ kommt:

$$t = \frac{\bar{x} - \mu}{\sqrt{\frac{s^2}{N}}}$$

\bar{X} ist der Mittelwert und N der Umfang der Stichprobe, s^2 die Varianz. Im genannten New Yorker Korpus hat das Wort w_1 'new' eine Frequenz von $f(w_1) = 15\,828$, das Wort w_2 'companies' von $f(w_2) = 4\,675$. Bei einer Korpusgröße (d.h. einem Gesamtumfang der Stichprobe) von $N = 14\,307\,668$ ist die relative Häufigkeit damit $p(w_1) = f(w_1)/N = 0.00109$ und $p(w_2) = 0.00033$ – die H_0 lautet, dass w_1 und w_2 unabhängig voneinander sind. Die entsprechende gemeinsame Vorkommenswahrscheinlichkeit ist $P = P(w_1)P(w_2) \approx 3.5 \cdot 10^{-7}$. Aufgrund des in Korpusuntersuchungen in der Regel immer großen N (und entsprechend kleinem p) ist die Varianz einer solchen Bernoulli-Verteilung $s^2 = p \cdot p^2 = p(1-p) \approx p$. Da es de facto im Korpus acht Vorkommnisse der Kombination 'new companies' gibt (was einem $p = 8 / 14\,307\,668 \approx$

$5.6 \cdot 10^{-7}$ entspricht), ergibt sich ein t -Wert von

$$t = (5.6 \cdot 10^{-7} - 3.5 \cdot 10^{-7}) / \left(\sqrt{\frac{5.6 \cdot 10^{-7}}{143075668}} \right) \approx 1.$$

In entsprechenden Tabellen lässt sich nachschauen, ob dieser Wert bei einem festzulegenden Signifikanzniveau (üblicherweise $\alpha = 0.05$, oft auch kleiner) bestimmte Grenzwerte überschreitet oder nicht. Im konkreten Fall wäre der kritische Wert für $\alpha = 0.0005$ bei 2.576; da der t -Wert diesen nicht überschreitet, lässt sich sagen, dass die Phrase 'new companies' keine Kollokation darstellt – vielmehr wäre ihr gemeinsames Vorkommen ein Zufallsprodukt.

Allerdings ist der t -Test mit der methodologischen Problematik verbunden, dass er prüft, ob die beiden miteinander verglichenen Stichproben (bzw. Stichprobe und Grundgesamtheit) aus ein und derselben *Normal*-Verteilung kommen; die Häufigkeiten von Wörtern sind aber in der Sprache nicht normal-verteilt, sondern folgen dem Zipf-Mandelbrot'schen Gesetz. Gegen die Brauchbarkeit des t -Tests sprechen zudem allerdings auch empirische Befunde, denen zufolge bei bis zu 99 Prozent von frequenten Bigrammen die H_0 von der Unabhängigkeit beider Komponenten zurückgewiesen werden muss (Manning/Schutze 1999, 166).

2.3.2. χ^2 -Test

Beim χ^2 -Test werden die (absoluten) beobachteten Häufigkeiten mit den erwarteten Häufigkeiten auf Unabhängigkeit getestet. Die erwartete Häufigkeit berechnet sich dabei aus den Randsummen. Im Falle der im genannten Korpus achtmal vorkommenden Verbindung 'new companies' würde sich aufgrund der 4675 Vorkommnisse von w_1 'new' und der 15828 Vorkommnisse von w_2 'companies' bei einer Korpusgröße von $N = 14307668$ ein Erwartungswert von

$$\frac{(8 + 4667)}{14307668} \cdot \frac{(8 + 15820)}{14307668} \cdot 14307667 = 5.17$$

ergeben. Das heißt, wenn die Komponenten 'new' und 'companies' vollkommen unabhängig voneinander vorkämen, wären nur 5.17, nicht acht Vorkommnisse zu erwarten. Die Frage, ob die Anzahl von acht Vorkommnissen nun signifikant höher als erwartet ist, lässt sich mit dem χ^2 -Test prüfen. Führt man

am Beispiel von 'new companies' die χ^2 -Statistik durch, so liegt der Berechnung die folgende Vierfelder-Tafel zugrunde:

a	b	a+b = n_1	8	4667	4675
c	d	c+d = n_2	15820	14287181	14303001
a+c	b+d	$n = n_1 + n_2$	15828	14291848	14307668

Nach der Formel

$$\chi^2 = \frac{n \cdot (ad - bc)^2}{(a+b) \cdot (c+d) \cdot (a+c) \cdot (b+d)}$$

ergibt sich für das obige Beispiel ein Wert von $\chi^2 = 1.55$. In entsprechenden Tabellen lässt sich auch hier ein Schwellenwert ermitteln, der für die χ^2 -Verteilung bei einem Signifikanzniveau von $\alpha = 0.05$ bei $\chi^2 = 3.84$ liegt. Da diese Schwelle bei einem Wert von $\chi^2 = 1.55$ nicht überschritten wird, kann die H_0 von der Unabhängigkeit beider Komponenten also nicht zurückgewiesen werden ($p = 0.21$).

Somit deckt sich zwar im gegebenen Fall das Ergebnis des χ^2 -Tests mit dem des t -Tests, doch ist auch der χ^2 -Test methodologisch problematisch: zum einen ist er im Falle von gering besetzten Fällen sehr anfällig, zum anderen steigt der χ^2 -Wert linear mit zunehmendem N an und übersteigt somit bei großen Stichproben schneller die Signifikanzgrenze.

2.3.3. Log-Likelihood-Ratio (LLR)

Bei den oben erwähnten Tests stellt sich zum einen heraus, dass die meisten Bigramme deswegen signifikant häufig vorkommen, weil die Unabhängigkeitsannahme auch für Nicht-Kollokationen selten erfüllt ist; zum anderen erreichen Bigramme mit niedrigen Frequenzen zu hohe Signifikanzwerte.

Die Berechnung der Log-likelihood-Ratio (LLR) vermeidet dieses Problem. Sie hängt nicht ganz so stark von der Voraussetzung einer Normalverteilung ab und bevorzugt weder häufige noch seltene Ereignisse (Dunning, 1993). Im Prinzip werden zwei Hypothesen (H_1 und H_2) miteinander verglichen, indem berechnet wird, wie viel Mal wahrscheinlicher die zweite von beiden ist: H_1 würde etwa die Unabhängigkeit von w_1 ('new') und w_2 ('companies') postulieren: $P(w_1 | w_2) = p = P(w_1 | \neg w_2)$, H_2 hingegen die Abhängigkeit: $P(w_1 | w_2) = p_1 \neq p_2 = P(w_1 | \neg w_2)$. Im konkreten Beispiel ergibt sich unter Berücksichtigung der Frequenzen die folgende Tabelle:

	w ₂ (companies)	¬w ₂ (¬ companies)
w ₁ (new)	a = 8	b = 4667
¬w ₁ (¬ new)	c = 15820	d = 14302061

Die Likelihood-Ratio bzw. Log-Likelihood-Ratio ist allgemein definiert als

$$\lambda = \frac{P_{H1}}{P_{H2}} \text{ bzw. } \log \lambda = \log \frac{P_{H1}}{P_{H2}}$$

Im gegebenen Fall wird sie durch Binomialwahrscheinlichkeiten konkretisiert, d.h.

$$\log \lambda = \log \frac{b(f_{u2}; f_{u1}; p) \cdot b(f_{u2} - f_{u12}; N - f_{u1}; p)}{b(f_{u2}; f_{u1}; p_1) \cdot b(f_{u2} - f_{u12}; N - f_{u1}; p_2)}$$

wobei

$$b(r; n; p) = \binom{n}{r} p^r (1-p)^{n-r}$$

Dies entspricht

$$\log \lambda = \log L(f_{u2}; f_{u1}; p) + \log L(f_{u2} - f_{u12}; N - f_{u1}; p) - \log L(f_{u2}; f_{u1}; p_1) - \log L(f_{u2} - f_{u12}; N - f_{u1}; p_2)$$

mit $L(r; n; p) = p^r (1-p)^{n-r}$. Einerseits durch Logarithmierung, andererseits durch Multiplikation mit -2 lässt sich der *LLR*-Score erstens leichter berechnen und es wird erreicht, dass der Score der *LLR* (bei ausreichend großem N) asymptotisch χ^2 -verteilt mit einem Freiheitsgrad ist; so kann der Wert durch Nachschlagen in einer χ^2 -Tabelle auf Signifikanz geprüft werden. Es ergibt sich im Beispiel von 'new companies' aufgrund der Rechnung:

$$-2 \log \lambda = 2(a \log a + b \log b + c \log c + d \log d) - (a+b) \log(a+b) - (a+c) \log(a+c) - (b+d) \log(b+d) - (c+d) \log(c+d) + (a+b+c+d) \log(a+b+c+d)$$

ein *LLR*-Score von 36.85, der deutlich höher ist als der Schwellenwert von $\chi^2 = 7.88$ (bei einem Signifikanzniveau von $\alpha = 0.005$); deshalb ist die H_1 von der Unabhängigkeit beider Wörter auf diesem Niveau zurückzuweisen.

Obwohl dieser Test gerade auch in der Kollokations- und Kookkurenzanalyse breite Verwendung gefunden hat und nach wie vor findet, ist er insofern nicht unproblematisch, als er in der gezeigten Form eigentlich nur dann angewendet werden sollte, wenn beide Hypothesen a priori gleich wahrscheinlich sind –

das aber ist in der Regel nicht der Fall, da Wörter einer Zipf- bzw. Zipf-Mandelbrot-Verteilung folgen und somit a priori eine unterschiedliche Vorkommens- und Kombinationswahrscheinlichkeit mit sich bringen.

2.3.4. Mutual Information (MI)

Eine weitere Vorgangsweise, die häufig bei der Suche nach Kollokationen eingesetzt wird, ist die Berechnung der sog. Mutual Information (MI). Die Idee hinter dieser Methode geht auf Fano (1961) zurück, der die wechselseitige Information zweier Ereignisse x und y (hier also: w_1 und w_2) wie folgt definierte:

$$I(x, y) = \log_2 \frac{P(x, y)}{P(x)P(y)}$$

$I(x, y)$ ist also die Menge der Information, welche die Zufallsvariable x über die Zufallsvariable y enthält, somit ein Korreliertheitsmaß der gemeinsamen Information von x und y . Im Beispiel von 'new companies' wäre I also recht einfach zu berechnen als:

$$I(x, y) = \frac{\frac{8}{14307668}}{\frac{4675}{14307668} \cdot \frac{15828}{14307668}} = 0.6293$$

Was dieses Maß aussagt, lässt sich nur einschätzen, indem man sich anschaut, was bei vollständiger Abhängigkeit bzw. vollständiger Unabhängigkeit passiert: Während I im Falle von selten vorkommenden, jedoch vollständig abhängigen x und y ansteigt, nimmt I im Falle vollständiger Unabhängigkeit den Wert 0 an. Zwar ist damit I ein geeignetes Maß für Unabhängigkeit, nicht aber für die Abhängigkeit von x und y , weil die Abhängigkeit von der Frequenz der einzelnen Wörter abhängt. Abgesehen davon, dass ja gerade der Nachweis der Abhängigkeit erbracht werden sollte, bietet auch eine in jüngerer Zeit vorgeschlagene Korrektur in Form von $I_c(x, y) = f(w_1 w_2) : I(w_1 w_2)$ im Hinblick auf deren verlässliche Interpretierbarkeit keine Verbesserung.

2.3.5. Zusammenfassung

Alle in der bisherigen Forschung eingesetzten Tests sind mit methodologischen Problemen verbunden. Diese Probleme sind insgesamt zweierlei Art:

In einigen Fällen liegt den Tests die Annahme der Normalverteilung zugrunde, die aber in den Voraussetzungen nicht erfüllt ist: Es handelt sich hierbei um Approximationen, die bei großem N und kleinem p keine Normalverteilung aufweisen können.

In einigen Fällen sind die aus den Tests hervorgehenden Werte nicht standardisiert, d.h. sie bewegen sich in keinem fest definierten Intervall; aus diesem Grunde sind die Ergebnisse dieser Tests nicht verlässlich interpretierbar.

2.3.6. Neuansatz

Gibt es eine Möglichkeit, die beobachteten Probleme zu umgehen? Stellen wir die Grundüberlegungen mit den Darlegungen von Altmann (1988, 117ff.) neu an: Es kommt darauf an, innerhalb eines bestimmten (nicht a priori fixierbaren) Rahmens die Vorkommenshäufigkeit von Elementen und Koinzidenzen der Elemente w_1 und w_2 festzustellen. Während in der Kollokationsforschung bislang eher mit der sog. sliding window Technik gearbeitet worden ist (was das Problem der jeweils gewählten Fenstergröße als ein zusätzliches Problem ins Spiel bringt), würde es sich auch anbieten, Sätze als Basiseinheit zu definieren, da Kollokationen mit Sicherheit die Satzgrenze nicht überschreiten. Wie dem auch sei: Als erstes gilt es in jedem Fall festzulegen, wie viele Rahmeneinheiten es gibt, in denen jeweils w_1 oder w_2 vorkommen (doppelte Vorkommnisse innerhalb einer Rahmeneinheit werden damit ignoriert). Damit ist die Zahl aller Möglichkeiten, M Rahmeneinheiten aus N mit Elementen w_1 und n Rahmeneinheiten aus N mit w_2 zu besetzen:

$$\binom{N}{M} \binom{N}{n}$$

Die Zahl der Sätze, in denen Elemente aus w_1 und w_2 gemeinsam vorkommen, sei gleich x . Die Frage ist dann, wie viele Möglichkeiten der Platzierung von w_1 und w_2 es gibt, wenn x Sätze gemeinsam besetzt sind. Die Zahl dieser "günstigen" Fälle ergibt sich wie folgt: Die M Elemente verteilt man auf N Sätze auf

$$\binom{N}{M}$$

Weisen; von diesen M Sätzen wählt man x Sätze auf

$$\binom{M}{x}$$

Weisen und platziert dort Elemente aus w_2 . Die restlichen $(n-x)$ Elemente aus w_2 platziert man in die restlichen $(N-M)$ Sätze auf

$$\binom{N-M}{n-x}$$

Weisen und erhält so insgesamt

$$\binom{N}{M} \binom{M}{x} \binom{N-M}{n-x}$$

"günstige" Fälle. Dividiert man die günstigen Ausgänge des Experiments durch alle möglichen, so erhält man die Wahrscheinlichkeit, die der hypergeometrischen Verteilung entspricht:

$$P(X = x) = \frac{\binom{N}{M} \binom{M}{x} \binom{N-M}{n-x}}{\binom{N}{M} \binom{N}{n}} = \frac{\binom{M}{x} \binom{N-M}{n-x}}{\binom{N}{n}}$$

Da es jedoch nicht nur auf die eine Wahrscheinlichkeit, sondern auch alle extremen ankommt (d.h. auch auf die häufiger als x realisierten Vorkommnisse), ergibt sich insgesamt

$$P(X \geq x_c) = \sum_{x=x_c}^{\min(M,N)} \frac{\binom{M}{x} \binom{N-M}{n-x}}{\binom{N}{n}}$$

Mit dieser Formel lässt sich also die gemeinsame Vorkommenshäufigkeit von w_1 und w_2 exakt auf Signifikanz prüfen. Allerdings sind bei großen Stichproben auch heute noch normale Computer in der Regel überfordert. Das ist insofern kein Problem, als sich die hypergeometrische Wahrscheinlichkeit im Falle von großen Werten durch die einfachere Poisson-Verteilung approximieren lässt, gegen welche die hypergeometrische Verteilung im Falle von $N \rightarrow \infty$, $M \rightarrow \infty$, $n \rightarrow \infty$ konvergiert, wobei sich nM/N dem a der Poisson-Verteilung annähert. Damit lässt sich die Wahrscheinlichkeit der Ko-Okkurrenz von w_1 und w_2 leicht rechnen als

$$P(X \geq x_c) = \sum_{x=x_c}^{\infty} \frac{e^{-a} a^x}{x!}$$

bzw. als

$$P(X \geq x_c) = 1 - \sum_{x=0}^{x_c-1} \frac{e^{-a} a^x}{x!}$$

Im Fall von 'new companies' würde sich die Wahrscheinlichkeit entsprechend berechnen als

$$P(X \geq x_c) = 1 - \sum_{x=0}^7 \frac{e^{-5.17} 5.17^x}{x!} = 0.15$$

Damit wäre das vorgegebene Signifikanzniveau von $\alpha = 0.05$ mehr als deutlich überschritten, w_1 und w_2 wären als Kandidaten einer Kollokation disqualifiziert.

2.4. Pragmatik

Nicht zuletzt in Anbetracht der Tatsache, dass mit statistischen Methoden verbundene korpus- und computerlinguistische Ansätze sich oft im Ergebnis mit einer das Material einschränkenden Vorauswahl potentieller Kollokationen beschränken müssen und einer experimentellen Nach-Behandlung durch Versuchspersonen bedürfen, liegt es nahe, eine Lösung unter Einbeziehung semantischer und pragmatischer Untersuchungen zu erwarten, wenn man davon ausgeht, dass sich die Bedeutung eines Zeichens letztendlich nur in seiner Verwendung ergibt und folglich nur als Funktion des Gebrauchs beschrieben werden kann. Allerdings ist die Pragmatik lange als so etwas wie eine "arme Verwandte" (Hörmann 1976) der Semantik angesehen worden, das heißt als etwas der "eigentlichen" Semantik Nachgeschaltetes – und das galt lange Zeit auch für die pragmatische Dimension phraseologischer Untersuchungen. Insbesondere in der Tradition der strukturalen Semantik der 60er Jahre wurden Bedeutungen als den Zeichen immanent oder ihnen attribuiert angesehen. Und diese vermeintlichen Bedeutungen, so die Annahme, wurde dann im jeweiligen Gebrauch aktualisiert oder auch modifiziert – Bedeutung wurde aber nicht als durch den Gebrauch überhaupt erst einmal generiert betrachtet und entsprechend definiert. Insofern dienten bei Versuchen, pragmatische Grundlagen der Phraseologie zu behandeln, verschiedene Bezugsrahmen, so etwa (a) die Theorie der Sprachfunktionen in der Tradition von Bühler und Jakobson, (b) die Sprechakttheorie, (c) die Theorie der Sprechsituationen. Vor dem Hintergrund dieser An-

sätze hat es dann – sei es in der (oft gar nicht einmal thematisierten) Folge des britischen Kontextualismus oder der Wittgenstein'schen Philosophie – Versuche gegeben, etwa auf sprechakttheoretischer Basis oder in der Bühler-Jakobson'schen Tradition der Sprachfunktionen, pragmatisch fundierte Klassifikationen von Phrasemen zu erarbeiten.

Aufbauend auf ersten pragmatischen Untersuchungen in den 70er Jahren ging es zunächst um die Frage, "welche Gebrauchsbedingungen für redensartige Ausdrücke in welcher Weise gelten, in welcher Weise sich Sprecher/Schreiber mit Redensarten auf Sachverhalte/Situationen/Handlungen beziehen und welche Leistungen/Funktionen redensartige Ausdrücke in der Kommunikation (in Texten) übernehmen" (Koller 1977, 54). Aus sprechakttheoretischer Sicht kommen Phraseologismen in allen Typen von Sprechakten vor, sei es in einzelnen Sprechakten, wo sie als Warnung, Drohung, Empfehlung usw. dienen können, sei es in Sprechaktsequenzen, welche (in der Regel dialogische) Interaktionen zugrunde liegen, seien es direkte oder indirekte Sprechakte. Und auch wenn es bei einzelnen Phraseologismen nahe liegt, ihre Verwendung in mehr oder weniger enger Anbindung an spezifische Situationen zu sehen, können Phraseologismen dennoch im Prinzip allen Sprachfunktionen dienen. Zudem ist ihr Vorkommen nicht prinzipiell an bestimmte Texttypen gebunden. Wenn überhaupt, dann lässt sich ein enger Zusammenhang zwischen bestimmten sprachlichen und den diese begleitenden nicht-sprachlichen Handlungsmustern wohl am ehesten im Bereich der sog. Routineformeln herstellen.

Schon in diesen Untersuchungen wurde allerdings darauf hingewiesen, dass pragmatische Funktionen immer erst aus dem Kontext/Kontext heraus zu bestimmen sind, dass sie je nach Text/Situation/Redekonstellation, in denen sie gebraucht werden, unterschiedlichen Funktionen oder Funktionsbündeln zugeordnet werden können (Koller 1977, 69). Diese Annahme wurde später immer wieder bestätigt. So bezeichnet Coulmas (1981, 108) die Annahme, "daß jede gegebene Formel auf genau eine Funktion spezialisiert sei", als "völlig abwegig", und auch Burger (1987, 12) zufolge können "dieselben Phraseologismen in ganz entgegengesetzten Funktionen eingesetzt werden". Auch Lüger (1999, 143) schlussfolgert entsprechend, "daß man mit dem Gebrauch von Phraseologismen eine

Vielzahl von Funktionen wahrnehmen kann; die Funktion phraseologischer Ausdrücke gibt es ebensowenig wie sich eine feste Wortverbindung normalerweise nicht nur auf eine Funktion reduzieren läßt". Deshalb scheinen jegliche Versuche, "typische Funktionen" von Phrasemen allgemein oder von spezifischen Phrasemen im besonderen herauszuarbeiten, de facto von vornherein zum Scheitern verurteilt: Phraseme sind, so wie Zeichen allgemein, in der Regel nicht von ihrer kommunikativen (funktionalen, pragmatischen) Verwendbarkeit her festgelegt, sondern polyfunktional. Und aufgrund ihrer Polyfunktionalität sind sie in der Folge dann auch polysemantisch.

Insofern es bei der Pragmatik um die Wechselbeziehung zwischen Zeichen und Zeichenbenutzer geht, lassen sich zur Beschreibung von Phrasemstrukturen und ihres Funktionierens natürlich auch in der Phraseologieforschung immer wieder bemühte Konzepte wie Festigkeit, Stabilität, Reproduzierbarkeit dem Bereich der Pragmatik zuordnen bzw. im Rahmen der Pragmatik abhandeln. Keiner dieser drei Begriffe sollte freilich im Sinne von morphosyntaktischer Unveränderlichkeit falsch verstanden werden; vielmehr können Phraseme auf den unterschiedlichsten Ebenen einen hohen Grad von Variabilität aufweisen. Vielmehr gehen alle drei Begriffe letztendlich auf das zurück, was schon Charles Bally meinte, als er von 'clichés' sprach. Demnach zielen solche Begriffe wie 'Festigkeit', 'Fixiertheit', Stabilität o.ä. auf nichts anderes als den stereotypen Charakter eines polylexematischen Phrasems, und auch der Terminus der 'Reproduzierbarkeit' meint nichts anderes, als dass eine spezifische Verbindung lexikalischer Komponenten nicht jeweils neu generiert, sondern eben re-produziert wird. Der Unterschied zwischen den einschlägigen Termini besteht also bestenfalls in einer unterschiedlichen Perspektivierung dieses Sachverhalts, insofern Festigkeit sich sowohl im Hinblick auf Referentialität, auf mentale Verankerung als auch im sprachlichen Material selbst äußern kann.

2.5. Phraseologie und Parömiologie: Dynamische Systeme

Die Frage nach einer exakten Definition der Phraseme als eines polylexikalischen Superzeichens beinhaltet einerseits mögliche Subkategorisierungen phraseologischer Einheiten; andererseits betrifft sie auch die Abgren-

zung von komplexeren Einheiten mit ebenfalls polylexikalischer Struktur. Deren Unterscheidbarkeit vorausgesetzt, lassen sich diese – je nach Phraseologiekonzeption – entweder dem Objektbereich der Phraseologie zuordnen oder aber in den Bereich der Parömiologie (d.h. der Spruch-, insbesondere Sprichwortforschung) verweisen. Hier geht es primär um (sprichwörtliche) Redensarten und Sprichwörter, die im Rahmen einer "weiten Phraseologie" Bestandteil phraseologischer Forschung sind – auch wenn in der Phraseologieforschung (a) eine derart weite und offene Konzeption nicht einheitlich geteilt wird, und (b) nicht in gleichem Maße zwischen den entsprechenden Einheiten differenziert wird.

Abgesehen von der möglichen Abgrenzung zwischen phraseologischen und parömiologischen Einheiten stellt sich in diesem Zusammenhang aber auch die Frage nach möglichen fließenden (dynamischen) Übergängen, die im Prinzip von der Ebene des Wortes über die phraseologische Ebene der Sprache hin zur parömiologischen Ebene reicht. Die wohl konsequenteste Konzeption hinsichtlich solcher dynamischen Übergänge – die auf der disziplinären Metaebene (Lexikologie ↔ Phraseologie ↔ Parömiologie) die Objektebene (Wort ↔ Phrasem ↔ Parömie) spiegelt – hat G.L. Permjakov in seiner im Westen kaum rezipierten *Allgemeinen Theorie des Clichés* (1970) entwickelt.

Traditionell ist man lange Zeit davon ausgegangen, Phraseme vor dem Hintergrund ihrer vermeintlichen Wort-Äquivalenz zu betrachten. Dieser Ansatz geht letztlich auf den Saussure-Schüler Ch. Bally (1905, 1909) zurück; dessen These vom sog. *mot-identificateur* beinhaltete die Identität der Gesamtbedeutung eines Phrasems mit einem Wort. Diese Auffassung wurde in Russland früh von L.V. Ščerba übernommen, der wesentlichen Einfluss auf V.V. Vinogradov (1947) und über diesen auf die international wichtige sowjetische Phraseologieforschung hatte. Allerdings sprach Ščerba – im Gegensatz zu Bally (und den meisten ihm direkt oder indirekt Folgenden) – sehr viel vorsichtiger nicht von der Wort-Äquivalenz, sondern davon, dass eine phraseologische Wortgruppe einen Begriff bzw. ein Konzept bezeichne und damit ein *potentielles Wort-Äquivalent* sei.

Die spätere verabsolutierte Annahme von der Wort-Äquivalenz hingegen resultierte in der Gegenüberstellung von vermeintlich wort-äquivalenten Einheiten und solchen mit

prädikativer Struktur, was zur Gegenüberstellung von sog. nominativen vs. kommunikativen bzw. propositionalen Einheiten der Phraseologie führte: Unter Bezugnahme auf den Begriff der (Wörter und freie Wortverbindung kennzeichnenden) primären Nomination nahm man für Phraseme (im engeren Sinne) eine sekundäre Nomination an. Später ist man angesichts der berechtigten Kritik an der Konzeption der Wort-Äquivalenz im strengen Sinne dazu übergegangen, Wort-Äquivalenz nicht auf der Ebene der Semantik, sondern auf der Ebene der Syntaktik anzusetzen, dabei nunmehr von einer funktionellen Wort-Äquivalenz ausgehend: demnach können Phraseme in der Rede alle grammatischen Funktionen haben, die auch Wörter haben.

In dieser Tradition steht auch die Konzeption von G.L. Permjakov, welche im Hinblick auf die semiotische Betrachtung von Phrasemen insofern von besonderer Relevanz ist, als hier die wechselseitigen Übergänge zwischen Einheiten verschiedener Komplexität (Wort \leftrightarrow Phrasem \leftrightarrow sprichwörtliche Redensart \leftrightarrow Sprichwort) im Vordergrund stehen. Analytisch in Betracht gezogen wird hier das gesamte phraseologisch-parömisches Material, das aus verschiedenen Perspektiven bzw. auf verschiedenen Ebenen betrachtet wird; von diesen sind im hier gegebenen Zusammenhang die "eigentlich-sprachliche" und die "logisch-semiotische" hervorzuheben. In diesem Rahmen übernimmt Permjakov gängige Phrasemdefinitionen der sowjetischen Phraseologie und formuliert diese insofern semiotisch um, als diese sich für ihn auf der *sprachlichen Ebene* als Wortverbindungen darstellen, die in grammatischer Hinsicht die Funktion von Satzteilen haben und in diesem Sinne dem Wort äquivalent sind. Auf der *logisch-semiotischen Ebene* hingegen sieht Permjakov (1970/79, 34) die grundlegende Eigenschaft von Phrasemen darin, "Zeichen einer bestimmten Sache oder eines Begriffs zu sein". Wenn Permjakov (1970/79, 35) deshalb von der "zeichenhaften Äquivalenz der Phraseologismen mit einem Wort (oder einem zeichenhaften Begriff)" spricht, ergänzen sich die genannten Betrachtungsebenen: Auf der grammatischen Ebene sind Phraseme einem Wort funktional äquivalent, auf der logisch-semiotischen Ebene sind sie ungeachtet ihrer sprachlichen Oberflächenstruktur Zeichen einer einzelnen Sache bzw. eines Begriffs.

An dieser Stelle kommt es (auf der logisch-semiotischen Ebene) zu einem "Bruch", wel-

cher der Phraseologieforschung die Option einer Abgrenzungsmöglichkeit zwischen Phrasem und sprichwörtlicher Redensart bietet. Denn zwar erweisen sich Phraseme als Zeichen der sekundären Nomination (s.o.) den sprichwörtlichen Redensarten (und in weiterer Folge den Sprichwörtern) als homomorph, nicht aber als isomorph: zwar verfügen sie über eine Reihe von (identischen) Eigenschaften wie sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter, doch haben letztere noch weitere Eigenschaften. Hierbei handelt es sich in erster Linie um die den Phrasemen fehlende Fähigkeit zur Prädikation. Das bedeutet nicht etwa, dass Phraseme nicht die grammatische Funktion von Verben ausüben könnten (vgl. *den Faden verlieren*); Prädikation ist hier vielmehr im logischen Sinne als Herstellung einer Relation zwischen zwei Entitäten zu verstehen.

Im Gegensatz zu Phrasemen als Zeichen der sekundären Nomination lassen sich sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter demnach durch die Fähigkeit zur sekundären Prädikation (dies freilich nicht im Sinne gegenwärtiger Grammatiktheorien; vgl. Hamack Böhmer) charakterisieren. Gemeint ist vielmehr im oben definierten Sinne konnotativer Bedeutungsstrukturen, dass sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter über die Prädikation der primär sprachlichen Ebene hinaus auf der konnotativen Ebene Prädikationen bilden, was ihrer Fähigkeit zur sekundären Modellbildung gleichkommt. Mit dieser Annahme der fehlenden Fähigkeit zu Prädikation und Modellbildung der Phraseme ist freilich nicht – wie in der Phraseologieforschung eher üblich – die Bildung von (neuen) Phrasemen nach syntaktischen Schemata ("Phraseoschemata", "Phraseoschablonen") zu verstehen, wie sie etwa bei Häusermann (1977, 30ff.) oder Fleischer (1982, 195ff.) definiert sind. Während sich dieses Verständnis von Modellbildung nämlich ausschließlich auf der (im Permjakov'schen Sinne) eigentlich-sprachlichen Ebene bewegt, bezieht sich Modellbildung im hier verstandenen Sinne der Modelltheorie auf die tiefensemantische Ebene. Dabei ist – z.B. mit Stachowiak (1973, 438) – davon auszugehen, dass "Systeme, die aus genau einem Element und dessen Eigenschaften bestehen, die also keinerlei Relationen zwischen Element und Subsystemen aufweisen", als "uneigentliche Modelle" anzusehen sind.

Genau darin unterscheiden sich Phraseme als Zeichen der sekundären Nomination von sprichwörtlichen Redensarten (und in der Folge dann von Sprichwörtern): Während Phraseme als Einheiten der sekundären Nomination nicht der Prädikation und damit nicht der Modellbildung fähig sind, zeichnen sich Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten eben durch diese Fähigkeit der Modellbildung aus. So sind zwar sie alle in semiotischem Sinne Superzeichen – doch stehen Phrasemen als Zeichen der sekundären Nomination auf der einen Seite die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten als Zeichen der sekundären Prädikation und Modellierung auf der anderen Seite gegenüber.

Die (insgesamt eher unzureichende) Rezeption dieser differenzierenden Konzeption hat insbesondere der westeuropäischen Phraseologieforschung mitunter Schwierigkeiten bereitet und für Verwirrung gesorgt. In dieser Hinsicht wäre festzuhalten, dass zwar die gesamte "Phraseologie als sekundäres semiotisches System" verstanden werden kann, weil "Phraseologismen Zeichen zweiter Stufe sind und ein sekundäres semiotisches System bilden, da sie aus Zeichen zusammengesetzt sind, die ihrerseits Zeichen erster Stufe sind". Allerdings muss dabei – und das geschieht in der Regel nicht – konsequent zwischen allen Phrasemen (im Sinne der weiten Phraseologie) als Superzeichen und einer spezifischen Teilgruppe von ihnen, nämlich denjenigen, die der sekundären Modellbildung fähig sind, unterschieden werden. Sicherlich ist die Option der Differenzierung für verschiedene Phraseologiekonzeptionen von unterschiedlicher Relevanz. Diese Option jedoch mit dem Hinweis auf die nur kontextuell zu lösende Problematik für irrelevant zu erklären, heißt, die phraseologische Flinte ins Korn zu werfen.

Ein möglicher Lösungsansatz zur weiteren Ausdifferenzierung verdankt sich wesentlich der Konzeption von G.L. Permjakov, auch wenn diese einiger Modifikationen bedarf. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die Ähnlichkeit (Äquivalenz) sprichwörtlicher Wendungen verschiedener Sprachen und damit auch deren eigentliche Semantik, wobei vor allem die Gegenüberstellung von Varianten und Invarianten von Relevanz ist. Variationen gibt es in zweierlei Hinsicht: (a) auf der rein sprachlichen Ebene, sei es intra- oder interlingual (*Bellende Hunde beißen nicht; Hunde, die bellen, beißen nicht; Barking dogs*

never/seldom bite; u.v.a.m), (b) auf der Ebene der Referenzsituationen, auf die das Sprichwort bezogen werden kann (im gegebenen Beispiel etwa ein liebevoll schimpfender Vater, ein gutwillig drohender Lehrer, usw.). Aus dieser Beobachtung ergibt sich folgende Verallgemeinerung: Eine im Prinzip unendliche Menge semantisch äquivalenter sprichwörtlicher Wendungen $Sw_{1,2,3,\dots,n}$ sei als 'Sw-Varianten' bezeichnet, und eine im Prinzip ebenfalls unendliche Menge außersprachlicher Referenzsituationen $Rs_{1,2,3,\dots,n}$, auf welche eine Sw-Variante bezogen werden kann, als 'Rs-Varianten'. Bei einer Situation, die von semantisch äquivalenten Sw-Varianten bezeichnet wird, handelt es sich folglich nicht etwa um eine der konkreten Rs-Varianten ($Rs_{1,2,3,\dots,n}$), sondern vielmehr um eine aus diesen konkreten Varianten abstrahierte Rs-Invariante, d.h. um ein Modell dieser Rs-Varianten (eine Modellsituation). Abgesehen von dieser Modellsituation als einer Rs-Invariante ist jedoch auch das Sprichwort selbst ein Modell, und zwar ein Modell der bezeichneten Situation; dies lässt sich so verstehen, dass wir es bei jedem Sprichwort zwar mit jeweils einer (zudem aktuell verwendeten) Sw-Variante zu tun haben, dass aber alle semantisch äquivalenten Sprichwörter ebenfalls als Invariante, als Sw-Invariante (bzw. als Situationsmodell) zu betrachten sind. Schematisch lässt sich dies wie in Abb. 15.2. darstellen, die den dargelegten doppelten Modellcharakter deutlich macht.



Abb. 15.2.: Varianten, Invarianten und Modelle

Diese Schematisierung lässt sich nahtlos mit dem oben skizzierten Konzept denotativer und konnotativer semiotischer Systeme in Bezug setzen: Denn bei Sw-Invarianten handelt es sich um die konnotative Bedeutungsebene, die das Wesen sprichwörtlicher Wendungen als sekundäre modellierende Systeme ausmacht. Auch ohne ausführliche Diskussion des Modellbegriffs – zur allgemeinen Modelltheorie vgl. Stachowiak (1973), zur Relevanz für die Parömiologie s. Grzybek (1994; 2000, 8ff.) – gilt es, diesen in Zusammenhang mit

dem Situationsbegriff zu stellen und detaillierter auszudifferenzieren.

Ausgangspunkt dafür sind Überlegungen von Seitel (1969), denen zufolge die Situation, in der ein Sprichwort verwendet wird (die *Interaktionssituation*) nicht identisch ist mit der im Sprichworttext ausgedrückten Situation (der *Sprichwortsituation*); und beide sind weiterhin nicht mit der Situation, auf die das Sprichwort sich bezieht (der *Referenzsituation*, die Seitel missverständlich 'Kontextsituation' nennt) übereinstimmen. Die Verwendung eines Sprichworts involviert demnach zwei verschiedene, wenn auch eng miteinander verbundene Prozesse: (1) den Sprechakt der Verwendung eines Sprichworts in einer Interaktionssituation, (2) den Prozess der Inbeziehungsetzung von Sprichwort- und Referenzsituation. Wenn man sich allerdings – wie Seitel – nur auf die Sprichwortsituation und damit auf die literale Bedeutungsebene des Sprichworts beschränkt, dann wird nicht berücksichtigt, dass es beim Sprichwort nicht auf das ankommt, was (auf der primären Signifikationsebene) gesagt wird, sondern auf das, was (auf der sekundären Signifikationsebene) gemeint ist. In den Vordergrund rücken muss statt dessen die spezifische Relation zwischen Sprichwort- und Referenzsituation, d.h. die abstrakte 'Sprichwortidee' auf der sekundären Signifikationsebene.

Aus diesem Grunde hat Grzybek (1984) das Seitel'sche Schema erweitert und von einer der Sprichwortverwendung zugrunde liegenden "doppelten Analogie" gesprochen, welche (a) in der Integration von erstem und zweitem Signifikationsniveau, (b) zwischen der aus der Sprichwortsituation hervorgehen-

den Analogie und der durch die Referenzsituation implizierten Relation von Sachen und/oder Sachverhalten zu sehen wäre. Folglich würde ein Sprichwort dann "stimmen" bzw. "passen", wenn die aus der Sprichwortsituation abstrahierte "Idee" auch der Referenzsituation zugrunde liegt. Drückt man diese abstrakte Idee des als Relation $p : q$ aus, so erhält man die Formel

$$A : B :: p : q :: C : D \text{ (vgl. Grzybek 1984, 235).}$$

Allerdings wird dieses Schema dem oben angesprochenen Modellbegriff nur bedingt gerecht, da implizit Abstraktionsresultate, die einerseits aus sprachlichen, andererseits aus nicht-sprachlichen Gegebenheiten (d.h. aus Sprichwort- und Referenzsituation) abgeleitet werden, als identisch angesehen werden.

In diesem Sinne sind die o.a. Begriffe 'Situationsmodell' und 'Modellsituation' auszudifferenzieren (vgl. Grzybek 1998a,b,c): Dabei lässt sich einerseits die von einer jeweils konkreten sprichwörtlichen Aussage abstrahierte generellere Bedeutung als 'Modellsituation' bezeichnen, andererseits der einer individuellen und unikalnen Referenzsituation (als situatives *token*, auf das ein Sprichwort sich bezieht) allgemeine Typ (bzw. eine Klasse) von Situationen als 'Situationsmodell'. Diese Ausdifferenzierung von Sprichwort- und Referenzsituation in *type* und *token* bzw. die damit einhergehende Differenzierung von Situationsmodell und Modellsituation entspricht der oben diskutierten Gegenüberstellung von *Sw*-Variante bzw. *Sw*-Invariante und *Rs*-Variante bzw. *Rs*-Invariante.

Abb. 15.3. veranschaulicht die Komplexität der involvierten Abstraktionsprozesse. Aller-

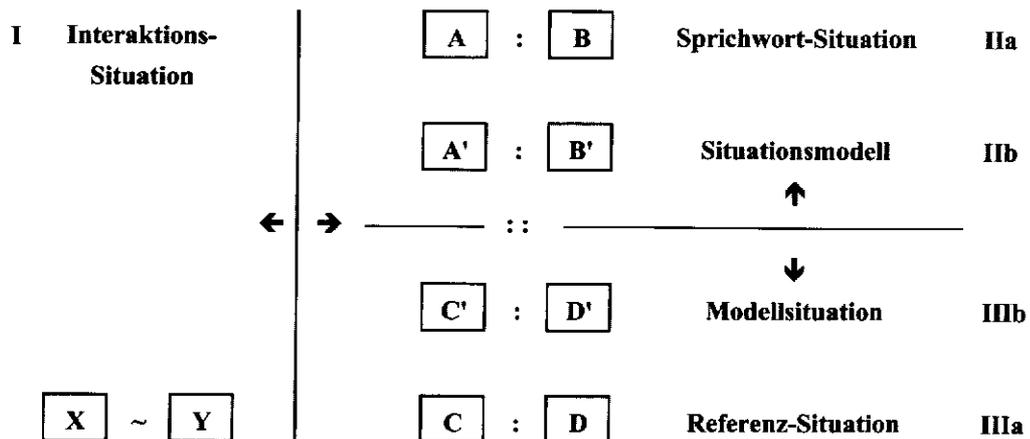


Abb. 15.3.: Situationen und Modelle der Sprichwortverwendung

dings bezieht das Schema sich auf einen synchronen (End)-Zustand, der den Eindruck einer vermeintlichen Symmetrie erzeugt; es könnte der Eindruck entstehen, als ließe sich prinzipiell von der sprachlichen Oberfläche ausgehend die abstrakte Textbedeutung ohne Kenntnis der Referenzsituation(en) bzw. der Modellsituationen ableiten. Die Erschließung abstrakter (konnotativer) Bedeutungsstrukturen ist jedoch nur a posteriori, d.h. nur in Kenntnis der Referenzbedingungen und -restriktionen als Ergebnis einer hinreichenden Anzahl von Referentialisierungen und aus diesen hervorgehenden Konstruktionen von Modellsituationen möglich. Insofern gibt Abb. 15.4 den Modellierungsprozess in seiner Genese wieder.

Abb. 15.4. verdeutlicht den Zusammenhang zwischen Semantik und Pragmatik, indem der für die Konstruktion einer Modellsituation notwendige (wiederholte) Prozess der Referentialisierung (bzw. der zeichenhaft vermittelten Kenntnis dieses Prozesses) betont wird. So lässt sich unter Bezugnahme auf allgemeine modelltheoretische Überlegungen (vgl. Grzybek 2000, 17) die folgende Definition leisten:

Ein Sprichwort lässt sich dann als Modell der von ihm bezeichneten Situation verstehen, wenn sich – womöglich in einer gegebenen Interaktionssituation (I) – aus der Sprichwortsituation (IIa) ein Situationsmodell (IIb) ableiten lässt, welches zu einer aus einer konkreten Referenzsituation (IIIa) abstrahierten Modellsituation (IIIb) in isologischer Relation steht.

Die Bedeutungsbeschreibung sprichwörtlicher Aussagen kann somit letztendlich nicht ohne die Kenntnis kulturell etablierter Kontexte im Sinne kulturell zulässiger Referentia-

lisierungen und mit ihnen einhergehender (pragmatischer) Restriktionen vorgenommen werden. Diese Feststellung ist vor allem für die differenzierende Typologisierung phraseologisch-parömischer Einheiten relevant und betrifft u.a. Beispiele wie *die Flinte ins Korn werfen*, *ein Eisen im Feuer haben*, *aus der Mücke einen Elefanten machen*, u.a.m. In Anbetracht der obigen Darlegungen zur sekundären Nomination und Modellierung ist eine entscheidende Frage also, ob es auf der tiefensemantischen Ebene um eine Inbeziehungsetzung zweier Entitäten geht. Die Frage lautet also nicht etwa, ob “die interne Valenz des Phraseologismus mindestens zwei Aktanten aufweist” (so Burger 1998, 55). Ebenso unzutreffend ist, dass in Sprichwörtern oder sprichwörtlichen Redensarten “zwei Objekte in eine bestimmte Relation gebracht werden”, was grammatisch gesprochen zwei nominalen Elementen entspreche, deren Relation durch ein Verb bezeichnet werde (ibid., 55) – im Gegensatz zu Phrasemen (NB!) wie *das Kind mit dem Bade ausschütten*. Die fehlende Fähigkeit der Bildung sekundärer Modelle betrifft also – entgegen Burgers (1998, 80) Annahme – nicht nur nicht alle (!), sondern überhaupt keine Phraseme (im engeren Sinne), weswegen auch ein vermeintliches Gegenbeispiel wie *jmd. einen Korb geben* unpassend ist. Die Komplexität der hier angesprochenen Problematik hat Burger (2003) offenbar auch veranlasst, das Kapitel “Problematische Termine”, aus dem die obigen Zitate stammen, aus der 2. Auflage seines Buches zu eliminieren. Entscheidend ist nämlich vielmehr, ob auf der tiefensemantischen Ebene eine sekundäre Prädikation bzw. Modellierung vorliegt. Eismann/Grzybek (1994) haben gezeigt, dass

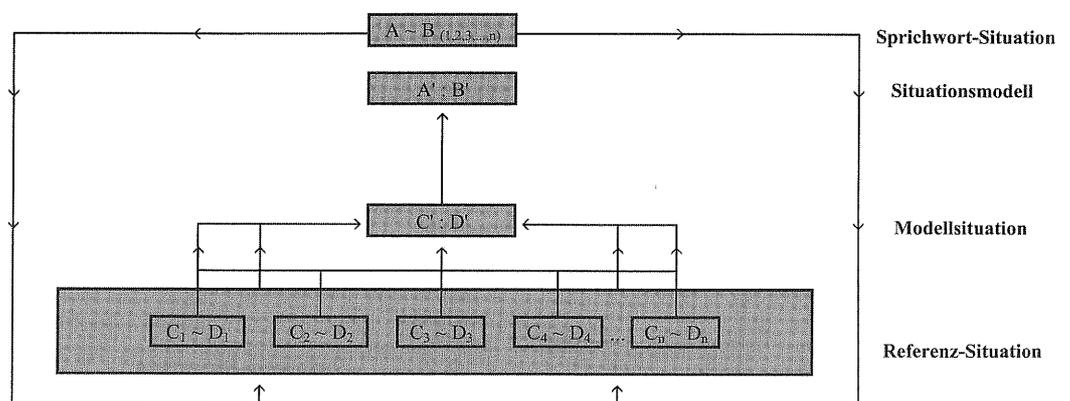


Abb. 15.4.: Situative Genese von Sprichwortmodellen und -bedeutungen

sich im Hinblick auf die Differenzierung phraseologisch-parömiologischer Einheiten im Prinzip verschiedene Ansätze anbieten: Ihr daraus resultierender Vorschlag beinhaltet die Berücksichtigung von Objekt- und Metasprache: Liegt etwa auf der Ebene der Objektsprache (d.h. der Text-Oberfläche) grammatisch nicht abgeschlossener Sequenzen nur ein Objekt vor, wie etwa in *den Faden verlieren*, so handelt es sich zweifelsfrei um ein Phrasem; grammatisch abgeschlossene Sätze mit einem Objekt, die dem ersten von vier logisch-semiotischen Typen bei Permjakov entsprechen würden (wie etwa *Wasser fließt immer bergab*, *Alles fließt*), lassen sich dabei als sprichwörtliche Gemeinplätze oder Truismen interpretieren. Sind hingegen auf der Textoberfläche zwei Objekte realisiert, so hängt eine Differenzierung von der zugrunde liegenden Tiefensemantik ab. In diesem Sinne ist es nicht (nur) eine Frage der Metasprache, ob aus einer Mücke einen Elefanten machen a-relational als "etwas unnötig aufbauschen, weit übertreiben" oder relational als "aus einer kleinen (unbedeutenden) Sache eine große (wichtige) machen" beschrieben wird – in letzter Konsequenz ist es auch eine Frage, welche Modell-Situation der Verwendung zugrunde gelegt wird, d.h. inwiefern dieser eine relationale Grundkonstellation als immanent angesehen wird oder nicht. Dieses Problem wird sich kaum ohne weitere Spezifizierung der Metasprache klären lassen, wobei insbesondere die Frage der möglicherweise prinzipiellen (impliziten) Relationalität von Verben von besonderer Bedeutung sein wird; bis zu dieser Tiefe der Verbtheorie ist jedoch die Phraseologieforschung nie vorgedrungen, wobei eigentlich Antworten aus dem Bereich der Psycholinguistik zu erwarten wären, deren Untersuchungen bislang jedoch nicht mit ausreichend differenzierten phraseologisch-parömiologischen Konzepten durchgeführt wurden.

3. Literatur (in Auswahl)

- Altmann, G. (1988): Wiederholungen in Texten. Bochum. (= Quantitative Linguistics 36).
- Bally, Ch. (1905): Précis de Stylistique: Esquisse d'une méthode fondée sur l'étude du français moderne. Genève.
- Bally, Ch. (1909): Traité de stylistique française. Paris 1951.
- Barthes, R. (1970): S/Z: essai. Paris.
- Bense, M./Walter, E. (Hrsg.) (1973): Wörterbuch der Semiotik. Köln.
- Burger, H. (1982): Einleitung. In: Burger, H./Buhofer, A./Sialm, 1–19.
- Burger, H. (1987): Funktionen von Phraseologismen in den Massenmedien. In: Burger, H./Zett, R. (Hrsg.), 11–27.
- Burger, H. (1998): Phraseologie: Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin (2003).
- Burger, H./Buhofer, A./Sialm, A. (1982): Handbuch der Phraseologie. Berlin.
- Burger, H./Zett, R. (Hrsg.) (1987): Aktuelle Probleme der Phraseologie. Bern.
- Coulmas, F. (1981): Routine im Gespräch: Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik. Wiesbaden.
- Dunning, T. (1993): Accurate methods for the statistics of surprise and coincidence. In: Computational Linguistics 19/1, 61–74.
- Eismann, W./Grzybek, P. (1994): Sprichwort, sprichwörtliche Redensart, Phraseologismus: Vom Mythos der Nicht-Trennbarkeit. In: Chlosta, Chr./Grzybek, P./Pirainen, E. (Hrsg.): Sprachbilder zwischen Theorie und Praxis. Bochum, 89–132. (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 2).
- Fano, R.M. (1961): Transmission of information: a statistical theory of communications. Cambridge/Mass.
- Fleischer, W. (1982): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.
- Frege, G. (1892): Über Sinn und Bedeutung. In: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, NF 100, 25–50.
- Gréciano, G. (1987): Das Idiom als Superzeichen: Pragmatische Erkenntnisse und ihre Konsequenzen. In: Burger, H./Zett, R. (Hrsg.), 41–57.
- Grzybek, P. (1984): Überlegungen zur semiotischen Sprichwortforschung. In: Grzybek, P. (Hrsg.): Semiotische Studien zum Sprichwort. Simple Forms Reconsidered I. [Special Issue of: Kodikas/Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics; vol. 7, 215–249].
- Grzybek, P. (1994): Bemerkungen zum Modellbegriff in der Semiotik (unter besonderer Berücksichtigung der Moskauer/Tartuer Schule). In: Bernard, J./Neumer, K. (Hrsg.): Zeichen-Sprache-Bewusstsein. Wien, 117–138.
- Grzybek, P. (1998a): Prolegomena zur Bildlichkeit in Sprichwörtern. In: Hartmann, A./Veldhues, Ch. (Hrsg.): Im Zeichen-Raum. Festschrift für Karl Eimmermacher zum 60. Geburtstag. Dortmund, 133–152.
- Grzybek, P. (1998b): Paroemiology. In: Bouissac, P. (ed.): Encyclopaedia of Semiotics. New York, 470–474.
- Grzybek, P. (1998c): Sprichwort – Wahrwort? Das Sprichwort zwischen Norm und Denkmodell. In:

Bernard, J./Withalm, G. (Hrsg.): Kultur und Lebenswelt als Zeichenphänomene. Wien, 127–148.

Grzybek, P. (2000): G.L. Permjakovs »Grammatik der sprichwörtlichen Weisheit«. In: Grzybek, P. (Hrsg.): Die Grammatik der sprichwörtlichen Weisheit. Mit einer Analyse allgemein bekannter deutscher Sprichwörter. Baltmannsweiler-Hohengehren, 1–41.

Häusermann, J. (1977): Hauptprobleme der deutschen Phraseologie auf der Basis sowjetischer Forschungsergebnisse. Tübingen.

Hörmann, H. (1976): Meinen und Verstehen: Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt/M.

Koller, W. (1977): Redensarten. Linguistische Aspekte, Vorkommensanalysen. Sprachspiel. Tübingen.

Lüger, H.-H. (1999): Satzwertige Phraseologismen: Eine pragmalinguistische Untersuchung. Wien.

Manning, Ch.D./Schutze, H. (2001): Foundations of statistical natural language processing. Cambridge/Mass.

Moles, A. (1977): Superzeichenbildung und Problemlösung in der künstlerischen Kommunikation. In: Posner, R./Reinecker, H.-P. (Hrsg.): Zeichenpro-

zesse: Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften. Wiesbaden, 69–72.

Morris, Ch.W. (1938): Foundations of the theory of signs. Chicago.

Peirce, Ch.S. (1931ff.): Collected Papers. Vol. I-VI. Bristol. [Reprint of the 1931–1958 ed.]

Permjakov, G.L. (1970/79): Ot pogovorki do skazki. Zametki po obščej terorii kliše. Moskva. [Engl.: Permjakov, G.L. (1979): From proverb to folk-tale: notes on the general theory of cliché. Moscow.]

Rothkegel, A. (1973): Feste Syntagmen: Grundlagen, Strukturbeschreibungen und automatische Analyse. Tübingen.

Seitel, P.I. (1969): Proverbs: a social use of metaphor. In: Genre 2, 143–161.

Sialm, A. (2001): Semiotik und Phraseologie: Zur Theorie fester Wortverbindungen im Russischen. Bern.

Stachowiak, H. (1973): Allgemeine Modelltheorie. Wien.

Vinogradov, V.V. (1947): Ob osnovnyh tipach frazeologičeskich edinic v russkom jazyke. In: Ibd., Izbrannye trudy. Leksikologija i leksikografija. Moskva, 140–161.

Peter Grzybek, Graz (Österreich)